

Infos zu Joh 4,1–42 (Samariterin am Jakobsbrunnen)



Der Text beginnt mit einer scheinbar beiläufigen Bemerkung, die aber für die Aussage dieser Erzählung ein Schlüssel ist: Jesus hatte erfahren, dass die Pharisäer gehört hatten, er taufe und gewinne mehr Jünger als Johannes. Das Szenario zeigt also einen Konkurrenzkampf, in dem es darum geht, wer mehr Menschen tauft: Johannes der Täufer oder Jesus. Ein Klima des Hören-Sagens und Gerüchte-Verbreitens wird spürbar. Jesus geht es nicht um Quantität, sondern um Qualität. Wo solche Leistungsstrukturen herrschen, geht Jesus weg. Beispielfhaft erzählt der Evangelist, wie ein wahrer Glaubensprozess mit Jesus aussieht.

Juden und Samariter

Jesus *muss* – so betont der Erzähler – das Gebiet von Samarien durchqueren. Juden und Samariter waren seit dem Ende des Nordreichs (722 v.Chr.) nicht gut aufeinander zu sprechen, da dieser Teil des Judentums sich mit der von den Assyriern dort angesiedelten Bevölkerung vermischte. Dies war den „reinen“ Juden ein Gräuel und sie mieden den Kontakt mit den Samaritern. Da auch der Tempel für diese Gruppe unerreichbar war, bauten die Samariter sich eine eigene Kultstätte am Berg Garizim. Diese Stätte existierte zwar zur Zeit Jesu nicht mehr (sie war im 2. Jh. v.Chr. zerstört worden), aber der Kult wurde dennoch dort weiter vollzogen – für einen Juden undenkbar. Bevor daher ein Jude durch samaritisches Gebiet zog, nahm er lieber große Umwege auf sich. Anders Jesus. Er wird als einer gezeigt, der für alle Menschen zum Heil werden kann. Daher *muss* er dorthin – ein Hinweis darauf, dass hinter Jesu Tun der Plan Gottes steht, dem Jesus ganz entspricht (dieses „müssen“ begegnet im Johannes-evangelium des öfteren). Wozu er diesen Durchgangsweg nehmen muss, erzählt dann die Geschichte. Von Samarien als Gebiet des Missionserfolges erzählt übrigens auch die Apostelgeschichte (vgl. Apg 8,4–25).

Mittagszeit als Wendezeit

Jesus macht Rast bei Sychar an einem Brunnen, den die Tradition Jakobsbrunnen nannte. Hier begegnet ein sehr menschlicher Jesus. Er ist müde und durstig und möchte sich von den Strapazen der Reise ausruhen, während seine Jünger ins Dorf gehen, um Essen zu kaufen.

Dieser Ort wird zur Begegnung einer samaritanischen Frau mit Jesus. Die genaue Zeit wird genannt: die sechste Stunde (= 12 Uhr Mittag), die Mitte des Tages, symbolisch zugleich Wendepunkt. Wer Israel kennt, weiß um die stechende Sonne der Mittagszeit, also kein geeigneter Zeitpunkt um Arbeiten im Freien zu verrichten. Ein Brunnen war immer auch ein Ort der Begegnung, der Kommunikation. Wer zu den üblichen Zeiten zum Brunnen ging (morgens oder abends), traf dort viele Frauen, denn Wasserholen war – und ist es in vielen Ländern heute noch – Sache der Frauen. Mit dem Fortgang des Textes wird auch klar, dass eine Frau, die bereits fünf Männern gehört hat und deren jetziger Mann nicht ihr Mann ist, wohl wenig Ansehen hatte und daher die Begegnung mit Menschen eher mied (vgl. Joh 4,16–18).

Wie Kommunikation gelingen kann ...

Jesus spricht die Frau an und bittet sie um Wasser. Die Reaktion der Frau ist Erstaunen, da Jesus zwei Tabus bricht: Ein Mann spricht eine Frau an und ein Jude spricht eine Samariterin an. Es entwickelt sich ein Gespräch um Wasser, das sich auf zwei ganz verschiedenen Ebenen abspielt: Während die Frau vom alltäglichen Brunnenwasser spricht, redet Jesus vom Wasser des Lebens, einer inneren Quelle. Hohe Theologie begegnet dem praktischen Alltag. So kann Kommunikation nicht gelingen. Vergleicht man es mit dem Bild des Brunnens, so bewegt Jesus sich am tiefsten Grund, die Frau an der Oberfläche – sie reden aneinander vorbei, auch wenn das scheinbar gemeinsame Thema „Wasser“ ist.

Unvermittelt fordert Jesus die Frau auf, ihren Mann zu holen – ein eigenartiger Satz in diesem Zusammenhang. Dennoch ist es der Beginn einer gelingenden Kommunikation. Die Frau spricht von ihrem Leben, auf das Jesus jetzt eingeht – nicht im Sinne von Moralpredigt, wie es gerne gedeutet wird, sondern Jesus spricht den wunden Punkt im Leben der Frau an. Durst war der Ausgangspunkt des Gesprächs und auch im Leben der Frau geht es um Durst. Jeder Mensch dürstet nach Liebe und Geborgenheit und macht doch die Erfahrung, dass diesen tiefsten Durst Menschen einander immer nur bis zu einem gewissen Grad stillen können. Erst die Begegnung mit dem „lebendigen Wasser“, mit dem Göttlichen, wird dieser Ursehnsucht des Menschen gerecht.

Durch die Wende im Gespräch verlässt Jesus seine Theologie und lässt sich ganz auf die Frau ein. Er betreibt damit die heute als so notwendig erkannte „nachgehende Seelsorge“. Die Menschen hungern nicht nach theologi-

schen Formeln und Katechismuswissen, sondern nach Menschen, die ihnen zuhören, die sie ernst nehmen und die sie nicht verurteilen und bewerten.

Fortschreitender Glaube

Auf die Antwort Jesu hin erahnt die Frau die besondere Bindung dieses Menschen zu Gott. Sie bezeichnet ihn als Prophet. Es beginnt nun ein theologisches Gespräch um die Themen Gebet und Ort der Gottesverehrung, an dessen Ende die Selbstoffenbarung Jesu als Messias steht. In dieser Selbstoffenbarung steckt – wie in allen johanneischen Ich-bin-Worten – der hebräische Gottesname JHWH (vgl. Ex 3,14), der keine statische Größe ist, sondern das Wesen Gottes in sich trägt, sein Dasein für die Menschen an allen Orten und zu allen Zeiten.

Nachdem die Jünger vom Einkauf zurück gekommen sind, wagt keiner das Verhalten Jesu zu hinterfragen – eine Aussage über die Autorität Jesu. Da lässt die Frau ihren Wasserkrug stehen und läuft zu den Menschen (deren Begegnung sie zuerst gemieden hat), um ihnen alles zu erzählen. Das Gefäß ihres Alltags ist für sie unwichtig, anderes beginnt in ihr Quelle zu werden. Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Sie kann das Erfahrene nicht verschweigen, sondern muss von dem Mann erzählen, der sie offensichtlich fasziniert hat. Noch ist sie unsicher, wer dieser Jesus ist. Jesu Selbstoffenbarung ist zwar ans Ohr, aber noch nicht ins Herz gedrungen. Dennoch fordert sie die Leute auf, mit ihr herauszufinden, ob dieser Mensch nicht doch der erwartete Messias ist. Tatsächlich machen sich die Leute auf das Wort der Frau hin auf den Weg zu Jesus – und beginnen zu glauben.

Jüngerunverständnis

In den Versen 33–39 wird klar, dass nicht nur die Frau ihre Verständnisschwierigkeiten mit Jesus hat, sondern auch die engsten Mitarbeiter Jesu. Erneut finden sich das typisch johanneische Missverstehen und die beiden verschiedenen Ebenen: Die Jünger reden vom leiblichen Hunger, Jesus spiritualisiert die Speise. Außerdem verheißt er den Jüngern, dass sie ernten dürfen, was sie nicht gesät haben. Angespielt wird dabei auf die darauffolgende Bekehrung vieler Samariter zu Jesus. Gleichzeitig wird hier bereits der Unterschied zum Leistungsdenken am Anfang der Perikope deutlich: Das „Jünger-Machen“ ist nicht Ergebnis einer Leistungshandlung, sondern vielmehr Gnade und Geschenk, das von Jesus ausgeht, nicht aufgrund seiner missionarischen Anstrengungen und besonderen Leistungen, sondern allein aufgrund seiner Person und seines Lebens.

Glaubenszeugnis

Die Frau wird durch ihr Zeugnis zur ersten Missionarin der Samariter. Sie bewegt andere zum Glauben. Und doch ist ein solcher „Second-hand-Glaube“ (verstanden als durch andere vermittelter Glaube) erst der Beginn eines Glaubensprozesses, dem die eigene Begegnung mit Jesus noch folgen muss. Erst dann kann der vermittelte Glaube sich zum eigenen persönlichen Glauben wandeln. Trotzdem braucht es dringend Menschen, die bereit sind, von ihrem Glauben und Suchen und ihren Zweifeln zu erzählen und in anderen die Sehnsucht nach dem Göttlichen zu wecken oder sie im Gegenüber auch zu finden.

Jesus bleibt auf die Bitte der Samariter noch zwei Tage – eine begrenzte Zeit, aber ausreichend, um viele Leute aus diesem Dorf durch die persönliche Begegnung mit ihm zum Glauben zu bringen. Sie bekennen und erkennen Jesus nun nicht mehr nur als *Messias* (= der für die Juden erwartete Retter), sondern als den *Retter der Welt*. Es wird betont, dass ihr Glaube nun aus der eigenen Begegnung mit Jesus gespeist wird. Damit ist die Vollgestalt des Glaubens erreicht: Wo jemand selbst diesem Jesus begegnet, mit ihm zu tun bekommt, seine Stimme hört, sich für die Worte öffnet, dort wächst die Gewissheit, dass dieser Jesus von Gott kommt.

Eine Zeitraffer-Geschichte ...

Der Evangelist Johannes zeigt mit dieser Erzählung sehr kritisch auf, dass es in der Mission nicht um Zahlen und Leistung (wie beim Konkurrenzkampf zu Beginn) geht, sondern um Begegnung, Gespräch und Beziehung. Schritt für Schritt faltet er einen Glaubensprozess aus, zeigt auf, wie sich der Glaube vom Unverständnis über das Erstaunen, Fragen und Suchen bis hin zum Erkennen entwickelt. Ein lebenslanger Prozess wird hier gerafft aufgezeigt. Dieses Fortschreiten äußert sich textlich auch in den immer gehaltvolleren Anreden und Titeln für Jesus: Jude – größer als unser Vater Jakob? – Prophet – Messias – Retter der Welt.